

Was ist ein Wunder?

In allen Religionen werden Wunder erzählt, bedacht, ins Glaubensgefüge integriert – und wo nicht schlicht für wahr gehalten, so höchst kritisch betrachtet. Ein Ausweg aus allen Schwierigkeiten der Skeptiker wäre die These: Eigentlich die ganze Welt, ja jede Blume ist ein Wunder und zwar – so bereits Augustinus im „Gottesstaat“ (21,7) – ein größeres als die Speisung der Fünftausend durch Jesus. Irgendwie ist das richtig, wenn jemand an Gott glaubt. Sicher ist die Schöpfung staunenswert. Aber ist das schon die Antwort auf die Frage nach Sinn und Wesen des Wunders?

Auch der fundamentalistischste Kreationist behauptet im allgemeinen nicht, daß Gott der unmittelbare Urheber eines jeden Gräsleins auf der Wiese ist, sondern daß dieses aus einem Samen hervorgegangen ist. Er hält damit wie alle Menschen unerschüttelt an der Allgemeingeltung des Kausalgesetzes fest. Nur am Anfang habe statt eines evolutionären Prinzips ein personaler Schöpfungsakt gestanden. Doch davon werden die Kausalerfahrung und die Kausalkette nicht direkt betroffen. Jede Wirkung hat eine Ursache, das wissen wir ganz sicher; eine *bestimmte* Wirkung hat dann auch eine *bestimmte* Ursache: *Aus Y folgt Z*, oder anders formuliert: *Wenn Y, dann Z*. Nichts anderes erwarten wir. Insofern ist es zwar wunderbar und wundersam, daß es *etwas* und nicht *Nichts* gibt, und daß das Gegebene faszinierend schön ist, aber ein Wunder im eigentlichen Sinn ist es nicht. Die Schöpfung ist für uns nichts Unerwartetes. Wir leben in ihr und gehören ihr an. Normaleres kann es nicht geben. Aber zum Wunder gehört in allen Interpretationen irgendwie das *Unerwartete und Unerwartbare*.

Der Wunderbegriff

Was ist also ein Wunder? Folgender Witz fügt sich paßgenau in die Problematik:

Johannes hat geheiratet, Klara nämlich. Das ist an sich nichts Wundersames. Nur: Johannes ist 80 Jahre, Klara 20 Jahre alt. Da sagt man in dem abgelegenen, noch sittenstrengen Dorf nichts, man denkt sich aber etwas. Nach einiger Zeit bekommt Klara Hansi, einen wunderhübschen Buben. Man sagt im sittenstrengen Dorf immer noch nichts, man redet bloß. Auch mit dem alten Dorfpfarrer. Der alte Dorfpfarrer denkt lange nach. Dann meint er: „Ist er von Johannes – nun, dann *ist es ein Wunder*. Ist er nicht von Johannes – nun, *ist es dann ein Wunder*?

Wenn also ein Ehepaar ein Kind bekommt, ist das kein Wunder. Das kommt immer vor. Aber es bestehen erhebliche Zweifel, daß im Fall von Hansi dieser

Kausalnexus zutrifft. Man hält Johannes (Y) für impotent, also muß Hansi einer anderen Ursache sein Leben verdanken. Aber welcher? Hier bieten sich mehrere Möglichkeiten an:

1. Die Annahme der sittenstrengen Dorfbewohner ist unbegründet: Johannes ist potent. Der Normalfall ist eingetreten: auf Y folgt Z.

2. Klara hat Ehebruch mit Franz begangen: Nicht Johannes (Y) ist der Vater, sondern ein anderer Mann (Y'). Die Geburt des Knaben ist kein Wunder, sondern ein kausaler Normalfall. Nur ist Hansi nicht Z (des Johannes Sohn), sondern Z' (der Sohn Franzens), also: Aus Y' folgt Z'.

3. Ist aber Johannes wirklich impotent und trotzdem der Vater des Hansi, dann muß eine andere Kausalkette existieren, meint der alte Dorfpfarrer – und wir meinen das auch. Aber welche? Wir kennen sie nicht und sind daher geneigt, von einem *Wunder* zu sprechen¹.

Damit sind wir nicht mehr weit vom antiken Wunderverständnis entfernt, das uns noch im Neuen Testament begegnet. Die griechischen Termini heißen „*thauma*“ – Kunststück, Sehenswürdigkeit, „*thaumasion*“ – Erstaunliches, „*paradoxon*“ – unglaubliches Geschehen wider Erwarten, öfters auch in der Bibel „*teras*“ – außerordentliche Erscheinung. Doch mit dieser Feststellung lassen wir es nicht bewenden. Wir sind so tief von der Universalität der Kausalität überzeugt, daß wir nach der Ursache des wundersamen Geschehens suchen. Damit aber mehrt sich die Zahl der Möglichkeiten:

4. Die organischen Funktionen (X) von Johannes können durch eine psychische Ursache gestört sein². Wenn also nicht X, dann nicht Y, dann nicht Z. Sind sie behoben, treten die normalen Kausalverhältnisse ein: Aus X folgt Y folgt Z. Das ist kein Wunder, selbstredend.

5. Die organischen Funktionen werden aktuiert durch einen psychologischen Impuls (W). Das ist der sogenannte Placeboeffekt³. Die Kette verläuft so: Aus W folgt X folgt Y folgt Z. Wiederum geht alles mit rechten Dingen und vollkommen erklärbar zu. Nur sehen wir bei der vierten und fünften Möglichkeit die Erklärung erst dann gegeben, wenn wir die Kausalkette nach „hinten“ (über die Glieder Y und Z hinaus) verlängern.

6. Eine mehrgliedrige Ursachenkette existiert zwar, doch steht an ihrem Anfang keine natürliche, sondern eine übernatürliche Ursache – letztlich Gott als Letztursache außerhalb des natürlichen Kausalnexus. Die frommen Bewohner des sittenstrengen Dorfes rechnen damit; und die frommen Christen auch anderswo müssen dazu ebenfalls bereit sein. Denn ihre Glaubensquelle ist die Bibel, die zahlreiche dieser Fälle kennt. Erst jetzt können wir im theologischen Sinn von Wundern reden. Ein Wunder ist unter diesem Blickwinkel ein unerwarteter Eingriff des transzendenten Gottes in die natürlichen Kausalabläufe – sei es unmittelbar oder durch einen Wundertäter, der den Effekt meist mittels eines Instrumentes (Formel, Ritus, Waschung, Berührung usw.) hervorbringt, das an sich dazu keine Eignung hat⁴.

Aber müssen wir bei dieser Hypothese wirklich von Wundern reden? In der Antike gab es den sprichwörtlichen „*Deus ex machina*“. Wenn in der Tragödie die Fäden rettungslos verwirrt waren, erschien mittels einer technischen Apparatur (*machina*) einer der olympischen Götter und dröselte sie wieder auf. Der Verdacht, es handle sich beim Wunder um eine unbekannte, aber durchaus natürliche Ursache, liegt uns allemal näher als den alten Griechen und Römern. Wir bleiben skeptisch.

Ein echtes Wunder ist erst dann anzunehmen, wenn wir vor einem unerklärlichen Geschehen oder Ereignis sagen können oder vor allem *müssen*: Y ist Gott. Dabei spielt es keine große Rolle, ob zwischen Y und Z weitere Glieder in der natürlichen Kausalkette erscheinen oder nicht. Gott bewirkt, wie auch immer, daß die, wodurch auch immer, verursachte Störung der normalen Abläufe (z.B. Zeugung beim Vater, neuronale Funktionen beim Gelähmten) behoben wird. Letztlich gilt also: *Weil Gott, darum Z*. Im Fall von Hansi ist er es indirekt über einen wunderbar von Impotenz geheilten Johannes. Im Fall der Jungfrauenzeugung bei Jesus ist er es direkt durch das Wirken des Gottesgeistes.

Diese These stößt aus zwei Gründen auf heftigen Widerspruch. Der erste ist *erfahrungsgestützt*. Als aufgeklärte Leute sind wir gebrannte Kinder. Als wir ganz jung waren, hatten wir wohl an echte Magie des Zirkuszaubers geglaubt, bis wir merkten: Das sind Taschenspielertricks. Ist es in der Religion vielleicht ebenso? Sind die Wunder *Hokuspokus*? Den Verdacht scheinen unverdächtige Eideshelfer zu bestätigen: Die Exegeten sagen übereinstimmend, daß nicht alle neutestamentlichen und erst recht nicht alle alttestamentlichen Wundergeschichten historisch zu nehmen sind. Auch gegenüber den Wundern, die die Kirchengeschichte erzählt, sind wir vorsichtig geworden. Die meisten vermögen wir *natürlich* zu erklären, weil wir einfach besser *in der Natur* Bescheid wissen.

Viel entscheidender ist ein zweiter Einwand gegen das Eingreifen Gottes in die Kausalkette, der aus der *Theologie*, näher aus der Gotteslehre vorzubringen ist. Wenn Gott letztlich an die Stelle einer natürlichen Ursache tritt und deren Wirken – sicher heilsam und erfreulich – korrigiert, ersetzt oder substituiert, dann passiert ein Doppeltes: Gott begibt sich in die innerweltliche Kausalität, er wird ein Teil der Welt und – Gott ist ein Willkürgott.

Das erste ist leicht einsichtig. Man müßte nämlich sagen: Der Vater von Klaras Kind ist nicht Johannes, der Ehemann, auch nicht Hausfreund Franz, sondern Gott, der damit gewissermaßen zum „Hausfreund Nummer zwei“ herunterkommt. So formuliert, dürfte jedem die latente Blasphemie der Hypothese einleuchten. Übrigens dachten sich die alten Griechen genau so die Entstehung der Halbgötter: Zeus agiert (oft unter anderer Gestalt, z. B. als Schwan) mit einer Menschenfrau (z. B. mit der ätolischen Königstochter Leda) nach Männerart (und zeugt Helena). Bekanntlich ist der einzige einigermaßen vergleichbare Vorgang im Neuen Testament genau so *nicht* aufgebaut: Josef und Gott treten im Fall Jesus gerade nicht in Konkurrenz.

Die andere Behauptung bedarf der Erläuterung. Am Ausgang des Mittelalters

lehrte der Nominalismus, daß Gott absolut und ohne jedwede Einschränkung allmächtig sei. Wenn er wolle, könne er den Sünder „*de potentia absoluta*“ – auf Grund absoluter Macht – in den Himmel, den Heiligen in die Hölle schicken. Das tue er gewöhnlich nicht, so daß man gewiß mehr Chancen auf den Himmel habe, wenn man die Gebote halte als im Gegenteil: „*De potentia ordinata*“ – auf Grund geordneter Macht – zügele Gott seinen Willen. Der angeführte Wunderbegriff setzt ein nominalistisches Gottesbild voraus: Gott hat die Welt so geschaffen, daß sie dank der Naturgesetze berechenbar funktioniere. Doch er könne jederzeit und aus Gutdünken eingreifen, um sie außer Kraft zu setzen. Er nimmt aber dann entweder seine eigene Setzung (Welt ist Kosmos, also geordnete Welt) nicht ernst und ist ein Willkürgott, oder er muß sein Werk immer dann korrigieren, wenn er bestimmte Effekte erreichen will. Das ist dann nicht mehr unbedingt Willkür, aber sehr wohl eine beklagenswerte Schwäche Gottes. Auch diese Konsequenz verträgt sich mit dem christlichen Gottesbegriff nicht. Scheidet also Gott beim Wunder aus?

Wunder im Christentum

So leicht kommen wir als Christinnen und Christen nicht aus der Bredouille, auch wenn es konfessionelle Unterschiede gibt.

1. In der römisch-katholischen Kirche haben die Wunder immer eine große Rolle gespielt. Die neuscholastische Apologetik wollte bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts hinein die Wahrheit des katholischen Glaubens gegenüber allen anderen Verstehensversuchen durch den *Wunderbeweis* verteidigen. Wunder sind demnach „*facta contra respective praeter naturam*“ – Tatsachen gegen oder außerhalb der Naturvorgänge, die deswegen auf Gott als Ursache hinweisen. Sie sind Durchbrechung der Naturgesetze durch den Schöpfer. Wenn mithin nachgewiesen wird, daß im katholischen Bereich solche „*facta*“ geschehen, dann muß die katholische Kirche die wahre sein⁶. Das Unternehmen ist gescheitert: Die Schwierigkeiten, die sich für den Gottesbegriff ergeben, haben wir angeführt. Außerdem setzt der Beweisgang voraus, daß wir genau und umfassend wissen, was die Natur ist und was sie vermag – wie sollte man sonst schlüssig etwas als „*contra*“ oder „*praeter naturam*“ klassifizieren können? Dieses Wissen aber besitzen wir mitnichten, wie später noch auszuführen sein wird. Im katholischen Bereich stellte sich ferner die Wunderfrage angelegentlich der gerade in der Zeit der Neuscholastik häufigen Berichte von Marienerscheinungen, die schon in sich als wundersam gelten müssen, aber sehr oft mit aufsehenerregenden Heilungen (besonders in Lourdes) und anderen außergewöhnlichen Phänomenen (Sonnenwunder in Fatima) verknüpft waren⁷.

2. Zusammen mit der orthodoxen mißt die katholische Kirche Wundern eine große Bedeutung bei im Zug der *Heiligsprechungsverfahren*. Während im Osten als Kriterium die Unverwestheit des Leibes eine erhebliche Rolle spielt, sind es im We-

sten die den Kandidatinnen und Kandidaten zugeschriebenen Wunder. Dem liegt folgende Überlegung zugrunde: Die Proklamation der Heiligkeit eines Menschen durch die kirchliche Autorität schließt die Feststellung ein, diese Person sei ein Vorbild für die Christenheit. Würde sie sich hierin irren, wäre das ein wesentlicher Fall von Glaubensversagen, der die Substanz der Kirche beschädigte. Wenn aber Gott als letzte Ursache eines Wunders auf die Fürsprache jener Person ein solches wirke, habe man den nicht irrenden und nicht täuschungsfähigen Gott auf seiner Seite.

So wurden seit der Regelung der Kanonisationsverfahren gewöhnlich zwei, manchmal, bei zweifelhaften Fällen, sogar bis zu vier Wunder gefordert, die nach dem Tod des ehrwürdigen Dieners oder der ehrwürdigen Dienerin Gottes geschehen sein mußten. Ab 1983 gilt, daß je *ein* Wunder für den erfolgreichen Abschluß des Selig- bzw. Heiligsprechungsprozesses gefordert ist⁸. Doch das alles braucht uns nicht sonderlich zu belasten, schon deswegen nicht, weil kein Katholik und keine Katholikin gehalten sind, Marienerscheinungsberichte zu akzeptieren und zu rezipieren und Heilige zu verehren. So tritt die Frage nach der Tatsächlichkeit von Wundern als Begründungselement dieser Daten jedenfalls nicht in einem glaubens- und erst recht nicht in einem heilsrelevanten Maß auf. Jedenfalls wäre über den Einzelfall zu entscheiden, wobei auch parapsychologische Phänomene in Rechnung zu stellen sind.

3. Kein Christ jeglicher Konfession kommt um die Wunderproblematik angelegentlich der Heiligen Schrift und ihrer Geltung für den Glauben herum. Katholiken, Orthodoxe und erst recht Protestanten sehen in ihr die Grundlage des Christenglaubens. Sie gilt als irrtumsfrei und inspiriert. In ihr begegnen wir der Gestalt Jesu Christi, in dessen Nachfolge wir gerufen sind. Basis dieses Fundamentes aber ist ein Wunder: die Auferstehung des Gekreuzigten; und wenn man aus den Evangelien die Wundertaten des irdischen Herrn streicht, bleibt wenig übrig. Nahezu „wunderfrei“ sind nur die Passionsberichte⁹ – aber sie enden im Wunder von Ostern. Jesus war offenkundig ein Wundertäter: Die Urgemeinde war sichtlich überzeugt, diese Qualität gehöre unverzichtbar zu seiner Gestalt und Sendung. Ganz knapp gesagt: Ohne Wunderberichte kein Neues Testament, ohne Neues Testament kein Christentum. Wunder gehören zum Christenglauben. Man muß sich mit ihnen befassen.

Die Wunder Jesu

Zwei Einschränkungen sind zu machen. Wir klammern Ostern aus. Denn dabei handelt es sich um ein Ereignis, das in keine der sonstigen Wundergeschichten paßt. Bei diesen geht es stets um eine Wiedereinsetzung in einen früheren (guten) Zustand – Gesundheit, Leben (bei den Erweckungen von Toten, die später gleichwohl sterben), Windstille, Sättigung. Ostern hingegen ist Beginn einer neuen Existenz auf ei-

ner anderen Ebene. Die christliche Sprache behilft sich mit dem Terminus „Erhöhung“. Sie ist ein Sonderfall, der eigens reflektiert werden müßte. Und wir beschränken uns der Kürze halber auf die Wunder Jesu in den Evangelien und berücksichtigen jene nicht, die seinen Jüngern in der Apostelgeschichte zugeschrieben werden.

Nach den Evangelien wirkt Jesus Außerordentliches in vielen Wirklichkeitsbereichen. Die Exegeten unterscheiden gewöhnlich folgende Arten von Wundern¹⁰:

1. *Exorzismen*: Ein Mensch ist Dämonen ausgeliefert; zwischen Jesus und ihnen findet angelegentlich der Dämonenaustreibung ein Machtkampf statt (Mk 1,23–28 u. ö.).

2. *Therapeutische oder Heilungswunder*: Vom Wundertäter geht eine unerklärliche Energie aus, die den Kranken heilt; dieser kommt daraufhin oft zum Glauben an Jesus (z. B. Mk 1, 29–31).

3. *Totenerweckungen*: Vom Tod erweckt werden die Tochter des Jairus (Mk 5,21–43 parr.), der junge Mann aus Nain (Lk 7,11–17) und, besonders spektakulär, Lazarus, der schon vier Tage im Grab gelegen war (Joh 11,1–16).

4. *Normenwunder*: Durch das wundersame Ereignis werden bestimmte Weisungen Jesu bestätigt und bekräftigt, zum Beispiel der Sendungsbereich Jesu (Mk 7,24–30) oder seine Gesetzestreue im Fall der Aussätzigenheilung (Lk 17,11–17).

5. *Geschenkwunder*: Jesus stellt materielle Gaben wunderbarerweise zur Verfügung – bekannte Beispiele sind die Brotvermehrung (Mk 6,30–44) und das Weinwunder in Kana (Joh 2,1–11).

6. *Rettungswunder*: Durch die unerklärliche Tat befreit Jesus aus einer lebensbedrohlichen Lage – Muster ist die Stillung des Sturmes auf dem See (Mk 4,35–41).

7. *Erscheinungswunder*: Jesus zeigt und entzieht sich unerwartet. Ein Beispiel dafür ist der Gang auf dem Wasser (Mk 6,45–52). Die Nähe zu den nachösterlichen Epiphanien ist unverkennbar.

8. *Strafwunder*: Man führt die Verfluchung des Feigenbaumes Mk 11,12 gern als Beleg an.

Die Bibelwissenschaft ist sich heute einig darüber, daß die Erzählungen „cum grano salis“ zu lesen sind. Ganz sicher kann man sagen: Sie sind nicht allesamt historisch. Eine Analyse ergibt:

„Die Überlieferung der Wunder Jesu folgt gewissen Gesetzmäßigkeiten. Dabei ist vielfach eine Steigerung des wunderhaften Elements, die Bildung von Dubletten, die Ausgestaltung von Jesusworten zu Wundergeschichten und die Übertragung von Motiven oder ganzen Erzählungen aus der Umwelt des Neuen Testaments auf Jesus zu beobachten.“¹¹

Beispiel einer Steigerung ist die Blindenheilung: Mk 10,46–52 heilt Jesus *einen* Menschen, bei Mt 20,29–34 werden daraus *zwei*. Eine Dublette ist die Brotvermehrung: Bei Mk 8,1–10 werden 4000, nach Mk 6,30–44 aber 5000 Leute satt. Wundergeschichten werden auch im heidnischen Umfeld erzählt¹². Man nimmt an, daß

die Totenerweckung des jungen Mannes von Nain von dort übernommen wurde. Jede Geschichte ist also genau zu überprüfen.

Die Bedeutung des Wunders im Wirken Jesu

So groß der Konsens ist, daß man die Geschichten nicht unkritisch lesen darf, so sehr stimmen die Exegeten freilich überein, daß der historische Jesus Wundertaten gewirkt hat. Er war nach eigenem und seiner Umwelt Verständnis ein Thaumaturg, ein Wundertäter. Damit aber steht nun nochmals, und jetzt mit ganzem Ernst die Frage an, was von Jesu echten und unbezweifelten Wundern heute zu halten ist. Sind es wirklich übernatürliche Taten Gottes?

Über lange Jahrhunderte bejahte man die Frage problemlos. Man nahm die Bibel „eins zu eins“. Wenn da stand, daß Jesus den Gelähmten geheilt hatte, dann war gewiß: Vorher konnte der arme Kerl nicht laufen, nachher sprang er davon, mit der Bahre auf dem Buckel. Wunder kannten, wie gesagt, alle Kulturen, alle Religionen; warum sollten die Christen sie abstreiten? Die uns umtreibenden naturwissenschaftlichen Fragen standen kaum zur Debatte. Man interessierte sich nicht sonderlich für sie. Wo immer etwas Unerwartetes oder gar Unerwartbares passierte, schrieb man es unbefangenen Gott zu.

Mit wachsender Naturkenntnis nahm diese Naivität ab. Man konnte ein wunderbares Phänomen nicht mehr fromm be-wunder-n, es erschien nur noch wunderbar. So häufen sich vor allem seit der Aufklärung die angestregten Versuche, es irgendwie rational und erfahrungskohärent zu erklären. Sie waren teilweise peinlich, nicht selten lächerlich.

Um die Historizität zu retten, griffen Theologen der Aufklärungszeit zu abenteuerlichen Interpretationen¹³. Jesus wandelt auf dem Wasser? Warum nicht, ging er doch auf umhertreibenden Bauhölzern. Er speist Tausende? Gewiß, hatte er doch Brot in unterirdische Depots bringen lassen. Weinwunder auf der Hochzeit? Kein Problem, Jesus hatte Wein oder Weinpulver mitgebracht. In der Gegenwart machte sich *Eugen Drewermann* einen Namen durch die tiefenpsychologische Deutung. Die Krankheit der Schwiegermutter des Petrus beispielsweise ist ein psychischer, ins Somatische transferierter Protest gegen den Bettelmönch Jesus. Durch sein sanftes Wesen läßt Jesus ihn in sich zusammenfallen. Die verbitterte Frau spürt, daß ihr kleines Leben kostbar ist, angenommen vom großen Meister¹⁴. Man wird die Frage nicht los, ob solche Interpretationen nicht einen größeren Glauben abverlangen als die Bibel¹⁵.

Alle diese Unternehmungen starten bei der Frage: Ist es auch so gewesen, wie es dasteht? Wenn ja, fragen sie weiter: Kann man das innerweltlich vernünftig (also kausal) begründen? Das ist ohne Zweifel methodisch richtig. Nur: Ist es die einzige richtige Methode, das Problem zu bewältigen? Und vor allem: Ist es die Perspektive

der Evangelien? Denn *sie* sind zu interpretieren. Am besten, wir nehmen eine der dort aufgezeichneten wundersamen Geschichten unter die Lupe. Besonders aufschlußreich ist die Erzählung von der Heilung des Gelähmten (Mk 2, 1–12; vgl. Mt 9, 1–8; Lk 5, 17–26):

„Da brachte man einen Gelähmten zu ihm; er wurde von vier Männern getragen. Weil sie ihn aber wegen der vielen Leute nicht bis zu Jesus bringen konnten, deckten sie dort, wo Jesus war, das Dach ab, schlugen (die Decke) durch und ließen den Gelähmten auf seiner Tragbahre durch die Öffnung hinab. Als Jesus ihren Glauben sah, sagte er zu dem Gelähmten: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Einige Schriftgelehrte aber, die dort saßen, dachten im stillen: Wie kann dieser Mensch so reden? Wer kann Sünden vergeben außer dem einen Gott? Jesus erkannte sofort, was sie dachten, und sagte zu ihnen: Was für Gedanken habt ihr im Herzen? Ist es leichter, zu dem Gelähmten zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben!, oder zu sagen: Steh auf, nimm deine Tragbahre, und geh umher? Ihr sollt aber erkennen, daß der Menschensohn die Vollmacht hat, hier auf der Erde Sünden zu vergeben. Und er sagte zu dem Gelähmten: Ich sage dir: Steh auf, nimm deine Tragbahre, und geh nach Hause! Der Mann stand sofort auf, nahm seine Tragbahre und ging vor aller Augen weg. Da gerieten alle außer sich; sie priesen Gott und sagten: So etwas haben wir noch nie gesehen.“

Die Frage, die uns heute auf der Zunge liegt, heißt: Ist die Heilung (einzig) durch Gottes Wirken (mittels des Wundertäters) oder (auch) durch naturgesetzliche Kausalität zu erklären? Wir plädieren wahrscheinlich für die zweite Alternative: Jesus therapiert eine psychosomatische Krankheit durch Aufhebung der psychischen Sperre, hier als „Unglaube“ und „Sünde“ diagnostiziert. Kein *Wunder*, nur *Wundersames* ist passiert. Man müßte freilich damit rechnen, daß Markus, auf den heutigen Wissensstand gebracht, sagen würde: „Gewiß, so mag es sein, aber was wirklich geschah, habt ihr nicht begriffen!“

Ihm wie den anderen Evangelisten geht es überhaupt nicht um die Naturkausalität. Es geht ihnen auch nicht um ein Protokoll der Begebenheiten. Sie sind weder Naturwissenschaftler noch Biographen in unserem Sinn. Der ursprüngliche Epilog zum vierten Evangelium hat die Zielrichtung der Literaturgattung *Evangelium* deutlich festgehalten:

„Noch viele andere Zeichen, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind, hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, daß Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen“ (Joh 20, 30 f.).

Damit ist nun zum zweiten Mal der neutestamentliche Schlüsselbegriff benannt: Alles dreht sich um den *Glauben*, um die Haltung, die man *glauben* nennt. Sie ist zum einen die Voraussetzung beim Kranken und dessen Helfern. Deren Glaube wird in unserer Erzählung bei allen Synoptikern ausdrücklich namhaft gemacht, und noch bei vielen anderen Wunderberichten. Der Diener des römischen Hauptmanns wird geheilt wegen des großen *Glaubens* des Dienstherrn (Mt 8, 13). Vor der Heilung vergewissert sich Jesus erst, ob die Blinden *glauben* (Mt 9, 28). Der Glaube der Menschen ist aber zum zweiten auch die Voraussetzung des Handelns für den Wundertäter selber. Jesus verfügt zu unserer Überraschung nicht beliebig über Hei-

lungskräfte, sondern ist angewiesen auf den Glauben nicht nur des Patienten, sondern auch der Zeugen. Markus erzählt von der Ablehnung des Herrn in seiner Heimatstadt Nazaret. Die Folge: „Er konnte dort kein Wunder tun, nur einigen Kranken legte er die Hände auf und heilte sie. Und er wunderte sich über ihren Unglauben“ (Mk 6,5f.). Drittens endlich: Nach dem Johannesschluß ist Glaubenserweckung auch das Ziel der Niederschrift der Wunder in den Evangelien.

Wir haben also bislang ganz offenbar einen schweren Fehler in unseren Überlegungen begangen, besser vielleicht: eine Unterlassungssünde. Erinnern wir uns noch einmal der formallogischen Schemata im ersten Abschnitt. Sie waren auf einer linearen Ebene angeordnet. Als Betrachter haben wir einen mehr oder weniger neutralen Standpunkt eingenommen – fast wie ein Experimentator in den Naturwissenschaften. Jetzt merken wir: Wir sind nach der Absicht der Evangelien immer schon ins Spiel einbezogen. Wir sind es auch in der Tat: Warum wurden diese Zeilen geschrieben, warum werden sie jetzt gelesen? Wir wollen wissen: Was hat es mit Wundern auf sich? Hinter dieser Frage mögen verschiedene Prämissen stehen: Der eine möchte vielleicht hören, daß Christen nicht mehr an (alle) Wunder glauben müssen, der andere möglicherweise das genaue Gegenteil. So ist es bereits den Menschen zu Jesu Zeit gegangen. Sie verstehen sich als Akteure des Dramas, nicht als Zuschauer. Bei der Wundererzählung, auch bei unserem Beispiel, gibt es immer drei Parteien: Den Wundertäter (*Jesus*), das „Objekt“ der Wunderhandlung (*der Gelähmte*), das Publikum (*die Augenzeugen, die Leser der markinischen Niederschrift, also: momentan wir*). Am wichtigsten aber ist nach Mk 6,5 die letztgenannte Partei – *wir*. Wenn das Publikum nicht mitspielt, wie in Nazaret, scheitert das Stück.

Wir haben also im Fall des Wunders keinen linearen Vorgang vor uns, wie die Schemata im klassischen Wunderverständnis nahelegen, sondern einen kommunikationstheoretischen Zirkel. Gott ist der „Sender“, der eine Botschaft/Nachricht (die unerwartete Heilung, also das „Wunder“) ausstrahlt mit dem Zweck, durch dieses „Zeichen“ (griech. *semeion*) den Menschen („Empfänger“) zum Heil zu führen. Er kommt aber erst dann zum Ziel, wenn dieser sich aus freien Stücken liebend und vertrauend, in Glauben mithin, Gott zuwendet (also „Sender“ wird und so die Heilsbedingung erfüllt). Entscheidend für den Erfolg ist also beim wunderbaren Geschehen der zweite, nicht schon der erste Teil des Kommunikationszirkels.

Man kann das am Beispiel einer Vortragsveranstaltung illustrieren. Ein Hörer kommt nach Hause. Seine Frau fragt: „Wie war das Referat?“ Der Mann antwortet:

„Ausgezeichnet! Ich habe alles gut verstanden. Der Referent hat Hochdeutsch gesprochen, die Lautsprecheranlage war super und auch mein Hörgerät hat funktioniert; ich habe also jedes Wort mitbekommen“.

So wird er hoffentlich nicht antworten. In Wirklichkeit wird er vielleicht sagen:

„Ausgezeichnet! Ich habe alles gut verstanden. Der Referent hat klar gegliedert, einleuchtende Beispiele gewählt und treffend argumentiert. Seine These war überzeugend. Jetzt weiß ich wirklich, worum

es geht. Dem Redner muß man dankbar sein. Jetzt werde ich gleich seine Bücher lesen; und wenn er wieder in unsere Stadt kommt, gehe ich selbstverständlich hin!“

Genau das wollte natürlich der Referent erreichen. So will auch Gott das Heil der Menschen im rühmenden Glauben. Aber so wie der Referent sich der Lautsprecheranlage bedient, damit er „ankommt“, bedient sich Gott des Wunders als Zeichen und Hilfe seiner Ankunft und Gegenwart. Und so wie die Übertragungstechnik des Hörsaals in Ordnung sein muß, muß auch auf der Zeichenebene alles stimmen. Was das genau bedeutet, ist nicht mehr auf der transzendenten Ebene zu verhandeln, sondern auf der natürlich-rationalen: Wie kann man sich die Heilung verständlich machen? Ob aber das Ziel des Referenten bzw. Gottes erreicht wird, hängt letztentscheidend von der Aufnahmebereitschaft des Hörers bzw. des Wunderzeugen ab. Jesuanisch formuliert: Nicht schon das Säen des Samens garantiert die Ernte, sondern erst dessen Aufnahme im fruchtbaren Boden (Mk 4, 1–9 parr.).

Wir begreifen nun, warum Jesus in Nazaret keine Wunderzeichen wirken konnte. Hören wir nochmals den Text (Mk 6, 5): „Er konnte dort kein Wunder tun; nur einigen Kranken legte er die Hände auf und heilte sie.“ Das ist auf den ersten Blick inkohärent: Er kann keine Wunder tun und tut sie doch; die Krankenheilungen fallen sonst unter die Kategorie Wunder. In Wirklichkeit ist der Text stimmig: Der Kommunikationsvorgang wird in Gang gebracht, aber es gibt keinen echten Empfänger. Selbst die Geheilten vermögen offenbar in Jesus nicht mehr als einen Arzt zu sehen. Das Wunder passiert nur mehr „technisch“, nicht aber als Zeichen, als Botschaft mit Antwortbitte (Glauben, Lobpreis). In der Gelähmtenperikope hingegen geschieht dieses: Die Zeugen des Wunders preisen Gott – was man nur im Glauben kann. Und sie preisen ihn nicht abstrakt, sondern in Einbeziehung des Wundertäters, in dem sie und auf jeden Fall später die Gemeinde Gott selbst erkennen. Die Lösung der Lähmung weist auf das Gotteswerk der Lösung der Sünde.

Die Wundergeschichten stehen damit in einem völlig neuen Rahmen. Seine Koordinaten: Wunder haben keinen Selbststand; sie ergehen nicht und werden nicht aufgeschrieben um ihrer selbst willen; Jesus ist kein Mediziner und die Evangelisten sind keine Biographen. Deswegen müssen derlei Geschichten auf der historisch-protokollarischen Ebene auch gar nicht „stimmen“. Man wird ihnen nicht gerecht, wenn man fragt, ob es *so war*, sondern nur, wenn man wissen will, was sie *bedeuten*. Die kritische Untersuchung wird also nicht analysieren, ob der Bericht *richtig*, sondern ob er *wahr* ist. Die Kategorie *Richtigkeit* gehört der empirischen Ebene zu. Das Protokoll ist richtig, wenn es den Geschehensablauf treulich wiedergibt. Vom Biographen darf man das verlangen. Die Kategorie *Wahrheit* hingegen ist eine personale Kategorie, die angibt, ob Haltung und/oder Aussagen einer Person sich in der Wirklichkeit bewähren. Von einer Schrift, die den Glauben wecken will an den Wundertäter, ist *das* zu fordern, nicht aber unbedingt die Richtigkeit der Darstel-

lung. Wunder sind also in erster Linie Momente in einem personalen Dialog. Sie haben darin die Funktion des Zeichens. Sie illustrieren die Botschaft, die von Person (Gott) zu Person (Mensch) vermittelt werden soll.

Darauf weist im Neuen Testament schon der Wortbefund hin. Wir erinnern uns: Die profangriechischen Bezeichnungen wie „*thauma*“, „*thaumasion*“ oder „*paradoxon*“ kommen zwar vor, aber sie kommen, müssen wir ergänzen, nur vereinzelt vor. Die zahlreichsten, zwar auch in der weltlichen Literatur verwendeten, aber jetzt mit neuer Bedeutung gefüllten Begriffe heißen „*dynamis*“ (Machttat), „*teras*“ (göttliches Vorzeichen) und an erster Stelle „*semeion*“ – Zeichen. Wunder sind Hinweise, Pfeile, die auf das Göttliche zielen. Ein Zeichen besteht immer aus einem materiellen Element und aus einem immateriellen Moment, welches das eigentlich Gemeinte enthält, aber eben für uns Menschen nur mittels, durch und in Materie als dessen Trägerin aufleuchtet.

Die Geschichte vom Gelähmten zeigt das ganz deutlich und von Anfang an: Schon die Figur des „Patienten“ erschließt sich voll erst auf der Zeichenebene: Lähmung ist Selbstverkrampfung, Immobilität, gebunden sein mit tausend Stricken, Hilflosigkeit, in allem angewiesen sein auf andere, Unfreiheit schlechthin – wie die Triebhaftigkeit, die Sucht, die Sünde schlechthin. Diese Zusammenhänge sind den Menschen damals geläufig. Das moralisch Böse zeugt das physisch Böse. Jesus wehrt sich gegen einen solchen Tun-Ergehen-Zusammenhang (Joh 9,3: „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt“), gerade weil er den Zeitgenossen selbstverständlich ist. Die moderne psychosomatische Medizin meint, daß sie gar nicht so unrecht hatten.

Vor allem aber liegt das Handeln Jesu auf der Ebene des Zeichens. Es ist im eigentlichen und wesentlichen nicht Wunderheilertätigkeit, nicht ärztliche Maßnahme, nicht psychotherapeutische Aktion, sondern Erweis seiner Messianität, seiner rätselhaften und einzigartigen Gottverbundenheit – in der späteren Reflexion der Jesus-Gemeinde Anlaß, ihm die Gottgleichheit zuzusprechen.

Auf der Zeichenebene sehen das Geschehen auch die Augenzeugen: daß sie außer sich gerieten, verstehen wir gut. Was sie gesehen hatten, war wirklich sensationell. Das verstehen wir leicht. Aber kämen wir auf den Gedanken wie sie: Gott zu preisen? Wenn das, was passierte, als Zeichen verstanden wird, ganz gewiß.

Die Wunderberichte in den Evangelien stehen also ganz und gar im Dienst der Glaubensvermittlung, der Glaubensbezeugung und der Glaubensweckung. Wer mithin die Evangelien annimmt als Grundlage seiner Religion, der Dogmatik und der Ethik und der Spiritualität, muß sich einlassen auch auf diese Geschichten. Nochmals ist zu fragen: Können wir das als Menschen des 21. Jahrhunderts, aufgeklärt, rational, naturwissenschaftlich orientiert, und wie können wir es gegebenenfalls?

Gibt es Wunder wirklich?

Nach dem Gesagten sollte sich ein Weg zu verantworteter Antwort auftun. Wie er verläuft, können zwei Beispiele aus unserer Erfahrung erläutern: der Kunstgenuß und die Liebe.

Musikwissenschaftlich ist es zweifellos bedeutungsvoll, Charakteristika und Konstruktion einer Fuge zu kennen. Ihr Wesen liegt in ihrer Einthemigkeit, die ihr die strenge ästhetische Einheit verleiht. Das Thema trägt in sich die Tendenz zur Weiterbildung der melodischen Linie. Es wird im Quintabstand in der zweiten Stimme beantwortet. Mit ihr zusammen erklingt die kontrapunktische Fortspinnung des Themas – auf diese Weise kann man noch vieles sagen oder in einem Musiklexikon nachlesen. Aber jeder wird beistimmen, wenn man sagt: Etwas ganz anderes ist es, eine Fuge von Mozart oder Bach, von Brahms oder Reger zu *hören*. Der Genuß ist von der Theorie nicht völlig abtrennbar; er kommt durch die Beachtung der Regeln und Gesetze zustande. Doch das alles muß der Hörer weder wissen noch nachvollziehen können, um sich ästhetischer Freude hinzugeben.

Ähnlich steht es mit der Liebe. Auch hier kann man theoretisieren und sexualwissenschaftlich, andro- und gynäkologisch, neurologisch und chemisch-physikalisch eruieren, was passiert, wenn zutrifft: *boy loves girl*. Das ist sinnvoll, nützlich, hilfreich. Man bekommt heraus, weshalb normalerweise nicht *boy loves boy* gilt, aber gelegentlich doch. Man vermag ethische Normen für die Beziehung aufzustellen, die *boy* wie *girl* schützen. Nur ist es nicht im mindesten Ersatz für das, was *boy* erfährt *by loving girl* – und umgekehrt. Das ist unendlich interessanter, beglückender, zauberhafter, erfüllender, bunter als die graue Theorie. Voraussetzung ist immerhin, daß die chemisch-physikalischen, die hormonalen und neuronalen Vorgänge regelrecht und störungsfrei verlaufen und daß ein Theoretiker im Störfall weiß, wie er zu beheben ist.

Wenden wir uns wieder dem Wunder im Neuen Testament zu. Man kann, darf und muß (wenigstens heute) fragen, was auf der Naturebene kausal abläuft, wenn ein Gelähmter plötzlich laufen, ein Blinder sehen kann. Diese Frage ist nicht aus Neugier oder unfrohem Rationalismus zu stellen, sondern um Gottes willen. Wenn er der weise Schöpfer eines Kosmos, einer geordneten, nach strengen Gesetzen ablaufenden Welt ist – und so erfahren wir die Wirklichkeit –, dann darf man zu wissen begehren, wie die Naturgesetze wirken, wenn ein Kranker unversehens geheilt ist. Man darf auch fragen, wie die unvermittelte Stillung des Seesturms oder eine Totenerweckung naturwissenschaftlich auf den Reim gebracht werden kann. Diese Untersuchung darf nicht vorschnell abgeblockt werden durch das Verdikt: „Man muß das Wunder gläubig annehmen“, aber auch nicht durch die Resignation: „So etwas geht nicht.“ Ersteres ist fundamentalistisch, das andere rationalistisch. Man darf unbefangen und angstfrei die gesicherten Resultate solcher Forschung annehmen. Man kann auch aushalten, daß es im konkreten Fall tatsächlich keine zu geben scheint.

Die Geschichte der Technik wie der Naturwissenschaften ist eine Geschichte beständiger Korrekturen. Wenn feierlich deklariert wird, dieses oder jenes sei nicht machbar, findet sich ein paar Jahre später jemand, der es macht. Man ist heute vorsichtig mit Prognosen geworden. Die dahinterstehende Einsicht hatte bereits die mittelalterliche Philosophie. Sie sprach von der „*potentia oboedientialis*“ der Schöpfung, vom Gehorsam der Dinge gegenüber ihrem Urheber. Kein Wissenschaftler vermag daher mit Sicherheit zu sagen (und keiner tut es auch), welche Möglichkeiten in der Natur enthalten sind. Was nicht gegen das Widerspruchsprinzip verstößt, ist prinzipiell nicht auszuschließen. Der scherzhafte Satz, das Unmögliche werde sofort erledigt, Wunder dauerten etwas länger, ist nicht so bizarr, wie er sich anhört. Bereits Augustinus ahnte: „Das Wunder geschieht nicht wider die Natur schlechthin, sondern nur gegen die bekannte Natur“ (De civ. Dei 21,8).

Wer über Wunder spricht, braucht sich mithin vor der Naturwissenschaft nicht zu fürchten. Er kann sich dem Thema intensiv zuwenden. Denn im christlichen Bereich ist das Thema kein Sachverhältnis, sondern eine personale Relation. Es geht um Personen – um Gott in seinem Heilshandeln, um Jesus als Gottes Sohn, um die Menschen, die mit beiden konfrontiert werden mittels der Aufmerksamkeit für das „Wunderbare“, „*damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen*“ (Joh 20,31). Das Wunder ist also funktional – es erregt Verwunderung, um sofort von sich wegzulenken auf das Wunder aller Wunder – daß Gott uns liebt. Das ist in der Tat logisch-rational unerklärlich; denken wir nur an das Böse in der Welt und die Schuld der Menschen, aller Menschen. Die Heilige Schrift weiß: Wir können vor sein heiliges Angesicht nicht treten. „Furchtbar bist du. Wer kann bestehen vor dir, vor der Gewalt deines Zornes?“ (Ps 76,8. Vgl. Pss 1,5; 101,7; 130,3; 140,12). Die Krankheiten werden in der Bibel, wie heute wieder, nicht als Störungen eines mechanischen Apparats betrachtet, wie Descartes nahelegte, sondern als Befindlichkeiten einer ganzheitlichen, leib-seelisch strukturierten Person. Diese ist gestört – sie ist in der Terminologie der Bibel *sündig*. Sie wird in die rechte Ordnung gebracht – sie wird, paulinisch formuliert, *gerechtfertigt* ohne eigenes Zutun und in allen Dimensionen der Menschlichkeit, die leibliche nicht ausgeschlossen. Nur Glauben verlangt Gott. Das ist wahrhaftig staunenswert, unbegreiflich, weit über alle materialen Kausalketten hinausreichend – ohne eine einzige zu zerstören¹⁶.

Gibt es also Wunder? Unendlich viele gibt es: Wo immer etwas uns auf Gott weist, wo immer wir seine Gegenwart spüren, wo im Dunkel Licht wird und wir es sehen, Weg sich auftut und wir ihn gehen, Hunger nach dem Sinn gestillt wird, wir in den Fluten des Bösen versinken und doch gerettet werden, wo wir mitten im Lärm des Daseins aufhören – da geschehen Wunder, die allesamt nochmals Hinweis sind auf das Wunder aller Wunder: Gott in Jesus Christus, der durch seinen Geist die Menschen lieb hat. In ihm gründen alle wundersamen Geschehnisse und Geschichten. Darin sind sie enthalten, daraus ergibt sich ihre Richtung. Wenn man das bedenkt und wenn man das erfährt, wird es einem ergehen wie damals den Leu-

ten in Kafarnaum: Sie gerieten außer sich und priesen Gott. Aber ist das nun nach allem, was wir bedacht haben, noch ein Wunder?

ANMERKUNGEN

¹ In diesem Sinn spricht man vom „Wunder von Bern“ (Deutschland Weltmeister im Fußball 1954) oder vom „Wunder von Lengede“ (späte Rettung Überlebender eines Bergwerkunglücks 1963).

² Impotenz z.B. durch Streß, Versagensangst u.a., eine Lähmung kann bedingt sein durch Adynamie, Neurose u.a.: vgl. R. Klußmann, Psychosomatische Medizin (Berlin 1998) 334f., 443f.

³ Bei Versuchen mit einem neuen Medikament bekommt eine Patientengruppe eben dieses, eine andere nur ein Scheinpräparat, das den Wirkstoff nicht enthält. Trotzdem zeigen sich auch an manchen Patienten der zweiten Gruppe die gleichen Heilwirkungen wie bei denen der ersten. In diesem Sinn ist das Wunder „des Glaubens liebstes Kind“.

⁴ Vgl. 2 Kön 5, 11f.: Als Elischa dem Syrer Naaman zur Heilung vom Aussatz ein siebenfaches Bad im Jordan befiehlt, wird dieser (verständlicherweise) sehr zornig: Die Wasser der Flüsse von Damaskus sind ebensogut wie der Jordan. „Ich dachte, er würde herauskommen, vor mich hintreten, den Namen Jahwes, seines Gottes anrufen, seine Hand über die kranke Stelle bewegen“, also eine für damalige Verhältnisse „ordentliche“ Therapie anwenden.

⁵ Bekanntlich ist das eine Verballhornung des magisierten Wandlungswortes „Hoc est corpus meum“.

⁶ H. J. Pottmeyer, Zeichen u. Kriterien der Glaubwürdigkeit des Christentums, in: Handbuch der Fundamentaltheologie, Bd. 4 (Freiburg 1988) bes. 377–382.

⁷ Als Prüfinstanz diene ein unabhängiges Ärztebüro, das allerdings nur feststellen konnte, daß eine konkrete Heilung nach dem Stand der Wissenschaften *nicht erklärbar* sei. In den letzten Jahren sind kaum mehr solche Fälle bekannt geworden.

⁸ Wie man jedenfalls früher mit der Sache umgegangen ist, weist St. Samerski, „Wie im Himmel so auf Erden?“ – Selig- u. Heiligsprechung in der katholischen Kirche 1740–1870 (Stuttgart 2002) akribisch nach. Ließen sich Wunder nicht feststellen, konnte der Papst ohne weiteres von diesem Prozeßmoment dispensieren, sofern er Interesse an der Kanonisierung hatte. Das darf er jetzt auch.

⁹ Nur Lk 22, 50f. berichtet ein Wunder: Jesus fügt das abgeschlagene Ohr eines Schergen wieder an seine Stelle.

¹⁰ Vgl. B. Kollmann, Neutestamentliche Wundergeschichten (Stuttgart 2002); K. Berger, Darf man Wunder glauben? (Stuttgart 1996). Umfassend über alle Aspekte jetzt auch: TRE, Bd. 36, 378 – 415.

¹¹ Kollmann (A. 10) 60.

¹² Vgl. H.-J. Klauck, Die religiöse Umwelt des Urchristentums 1 (Stuttgart 1995) 130–146. Über jüdische Wundertäter vgl. J. D. Crossan, Der historische Jesus (München 1995) 198–237.

¹³ E. u. M.-L. Keller, Der Streit um die Wunder (Gütersloh 1968).

¹⁴ E. Drewermann, Das Markusevangelium, Bd. 1 (Olten 1990) 203–206.

¹⁵ Neben der rationalistischen und der tiefenpsychologischen Interpretation existieren noch eine Menge anderer hermeneutischer Versuche, beispielsweise seitens der Feministinnen, der Sozialgeschichtler, der Existenzialisten und anderer: vgl. Kollmann (A. 10) 137–177.

¹⁶ Das Problem der Er- und Anerkennung von Wundern befindet sich also nicht primär auf der naturwissenschaftlichen, sondern der theologischen Ebene: Woher wird der Glaube des Wunderzeugen geweckt? Woher weiß er, daß das Geschehen Erweis Gottes ist? Das Problem ist mit anderen Worten das der Analysis fidei: Wie geschieht Glaube?